

---

# Vergesst die Schulddebatte!

Die Forschung zum Ersten Weltkrieg überwindet liebgewonnene Denkblockaden

---

## I.

Im Herbst vergangenen Jahres fand in Potsdam eine öffentliche Diskussion zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs statt. Mit auf dem Podium des überfüllten Saals saß Christopher Clark. Dessen Buch *Die Schlafwandler* war wenige Wochen zuvor auf den deutschen Markt gekommen.<sup>1</sup> Von Unterschieden in Einzelaspekten abgesehen, waren sich die Fachvertreter relativ einig. Die Fischer-Kontroverse spielte kaum eine Rolle, aber in der anschließenden Diskussion mit dem Publikum war die Schuldfrage schnell präsent. Die Leute wollten doch eigentlich nur eines wissen, konstatierte ein Zuschauer unter dem Beifall des Saals: »Wer war denn nun schuld am Ersten Weltkrieg?« Hinterher war in einem Zeitungsbeitrag zu lesen, angesichts der Thesen von Christopher Clark hätten die (deutschen) Kritiker versucht, von der Orthodoxie zu retten, was zu retten sei. Die Überschrift lautete: »Besessen von der deutschen Kriegsschuld«.<sup>2</sup>

Es sind Erlebnisse wie diese, die einen im aktuellen Gedenken an den Kriegsausbruch vor hundert Jahren an den Rand der Verzweiflung bringen können. Da bemüht sich die historische Forschung seit Jahrzehnten, die Schulddebatte hinter sich zu lassen, doch in der Öffentlichkeit kommt eigentlich nur eines an: die alte Frage nach der Schuld und vermeintlich neue Entwicklungen im alten »blame game«.<sup>3</sup> Nun sind Klagen über die mangelnde Kongruenz von Forschung und öffentlichem Interesse nichts Neues. Darüber hinaus sollte sich ein Fach wie die Geschichtswissenschaft über öffentliche Resonanz freuen. Was

1 Christopher Clark, *The Sleepwalkers. How Europe Went to War in 1914*, London 2012. Deutsche Ausgabe: *Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog*, übers. von Norbert Juraschitz, München 2013.

2 Berthold Seewald, »Besessen von der deutschen Kriegsschuld«. Mit seinen neuen Thesen zum Kriegsausbruch 1914 provoziert der britische Historiker Christopher Clark heftige Debatten«, in: *Die Welt*, 25.10.2013.

3 So lautet Clarks Ausdruck in der englischen Ausgabe seines Buches (Clark, *Sleepwalkers*, S. 560). Zur aktuellen Konjunktur der Schuldfrage in der deutschen Öffentlichkeit vgl. etwa John Stuart Röhl, »Wie Deutschland 1914 den Krieg plante«, in: *Süddeutsche Zeitung*, 5.3.2014; Volker Ullrich, »Nun schlittern sie wieder. Mit Clark gegen Fischer: Deutschlands Konservative sehen Kaiser und Reich in der Kriegsschuldfrage endlich rehabilitiert«, in: *Die Zeit*, 24.1.2014. Vgl. auch den früheren Beitrag von Holger Afflerbach, »Schlafwandelnd in die Schlacht. Die Deutschen tragen Schuld am Ersten Weltkrieg – aber nicht mehr als andere«, in: *Der Spiegel* 39/2012, S. 50f.

die Sache dennoch ärgerlich macht, ist, dass damit auch Ergebnisse verschüttet werden, die es durchaus verdient hätten, den Kreis der Fachwissenschaft zu verlassen. Immerhin geht es bei 1914 nicht um irgendeinen Kriegsausbruch, sondern um den Beginn eines Ereignisses, das das 20. Jahrhundert geprägt hat wie kein zweites und in vielen Bereichen bis heute relevant ist. Anders ausgedrückt: Wenn wir über den Ersten Weltkrieg reden, geht es immer auch noch um unsere eigene Welt. Die Konzentration auf einen, zudem meist national begrenzten Aspekt erscheint daher wenig sinnvoll.<sup>4</sup>

Es beginnt bereits mit unserem Blick auf die Welt vor 1914. Die Konzentration auf die Schuldfrage bringt immer wieder das Bild einer Welt von Militarismus, Nationalismus und sich gegenseitig bekämpfenden europäischen Imperialismen hervor. Doch das ist nur eine mögliche Sichtweise. Es handelte sich ebenso um eine Welt von bis dahin ungekannten Kommunikations- und Transportmöglichkeiten, die ein modernes Wissenschaftsverständnis besaß und in der große Teile der Bevölkerung an der Politik teilnahmen. In den Ländern West- und Mitteleuropas lässt sich durchaus der Beginn dessen erkennen, was wir heute Zivilgesellschaft nennen und für eine Voraussetzung von Wohlstand und weiterer gesellschaftlicher Entwicklung halten. Nicht zuletzt hatte sich diese Welt angewöhnt, global zu denken. Gerade den Imperialismus interpretiert man zu einseitig, begreift man ihn allein als ein Problem europäischer Rivalitäten. Vor diesem Hintergrund wirkt die Konzentration auf das Vorgehen einer Regierung, die die eigentlich viel komplexeren Fragen auf die einfache Suche nach dem Schuldigen reduziert, fast wie ein Beruhigungsmittel. Hundert Jahre nach dem Kriegsausbruch sollten wir das nicht mehr nötig haben.

## II.

Überblickt man die Diskussionen um die Ursachen des Krieges, lassen sich am besten vier Phasen unterscheiden. Dem frühen »blame game«, das bereits im späten Juli 1914 begann und sich in Krieg und Nachkrieg fortsetzte, folgte ab den späten zwanziger Jahren eine zweite Phase, in der David Lloyd Georges berühmte Formulierung vom »Hineinschlittern« der europäischen Staaten immer mehr an Boden gewann. Gerade deutsche Historiker schlossen sich dieser Sicht gerne an, schien sie doch aus besonders berufenem (nämlich ausländischem) Munde die Stigmatisierung Deutschlands auch erinnerungs-

4 Die nationale Perspektive in der aktuellen Debatte um die Kriegsschuld problematisiert Jost Dülffer, »Die geplante Erinnerung. Der Historikerboom um den Ersten Weltkrieg«, in: *Osteuropa* 64 (2014), 2–4, S. 352–367, hier S. 354ff.

politisch endlich zu hinterfragen.<sup>5</sup> Es folgte ab den Jahren um 1960 die Fischer-Kontroverse, die die internationale Forschung nicht nur erneut über die Schuldfrage diskutieren ließ, sondern auch wichtige methodische und erinnerungshistorische Impulse gab.<sup>6</sup> Die vierte und letzte Phase ab den 1980er Jahren lässt sich vor allem als erhebliche Perspektivenerweiterung begreifen. Vor allem drei Aspekte sind wichtig: Zum einen ließ die Forschung nun die Konzentration auf das Deutsche Reich nach und nach hinter sich. Darüber hinaus ergab sich eine zweite methodische Erweiterung. Hatte die Fischer-Kontroverse viel zur Stärkung der sozialhistorischen Perspektive beigetragen, entfalten nun kulturhistorische Ansätze ihre Wirkung. Beide Perspektivenerweiterungen trugen schließlich zu einer Reihe von interessanten systematischen Fragen an den Kriegsbeginn von 1914 bei. Auch in dieser Hinsicht ist unser Bild seit den achtziger und neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts sehr viel komplexer geworden.

Zu den Ländern, die in den letzten Jahren wieder vermehrt untersucht worden sind, gehört die Habsburgermonarchie.<sup>7</sup> Dabei kann am Willen der k.u.k. Regierung zum Krieg gegen Serbien kein Zweifel bestehen. Diesen Krieg wollte freilich auch die deutsche Führung. Darüber hinaus waren sowohl Berlin als auch Wien im Sommer 1914 bereit, den allgemeinen Krieg zu riskieren. Für diese Entscheidung suchte man allerdings nach Absicherungen, die Wiener Regierung, indem sie sich bei der deutschen Regierung rückversicherte, die deutsche, indem sie auf ein schnelles Handeln Wiens drängte. Geschwindigkeit, so die Überlegung in Berlin, sollte den großen Krieg zumindest etwas unwahrscheinlicher machen. Insgesamt erscheint im alten Streit um die Frage, wer innerhalb des Zweibunds wen in den Krieg zog, die Formel von Günther Kronenbitter aus dem Jahr 1996 sehr plausibel: »Am wahrscheinlichsten ist, daß die Interessen von Wilhelmstraße und Ballhausplatz konvergierten, ohne daß eine der beiden Seiten manipuliert werden mußte.«<sup>8</sup> Die deutsch-österreichischen Diskussionen hatten demnach eher den Charakter der gegenseitigen Bestärkung, als dass eine Regierung die andere auf einen Kriegskurs hätte bringen müssen.

5 Z.B. Wolfgang Jäger, *Historische Forschung und politische Kultur in Deutschland*. Die Debatte 1914–1980 über den Ausbruch des Ersten Weltkrieges, Göttingen 1984, vor allem S. 106–117.

6 Vgl. Fritz Fischer, *Griff nach der Weltmacht*. Die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschland 1914/18, Düsseldorf 1961; ders., *Krieg der Illusionen*. Die deutsche Politik von 1911 bis 1914, Düsseldorf 1969.

7 Z.B. Günther Kronenbitter, »*Krieg im Frieden*«. Die Führung der k.u.k. Armee und die Großmachtpolitik Österreich-Ungarns 1906–1914, München 2003; Manfred Rauchensteiner, *Der Erste Weltkrieg und das Ende der Habsburgermonarchie*, Wien 2013.

8 Günther Kronenbitter, »Nur los lassen«. Österreich-Ungarn und der Wille zum Krieg«, in: Johannes Burkhardt et al., *Lange und kurze Wege in den Ersten Weltkrieg*. Vier Augsburger Beiträge zur Kriegsursachenforschung, München 1996, S. 159–187, hier S. 162f.

Nicht sehr viel anders stellt sich die Lage innerhalb der französisch-russischen Allianz dar. Auch hier haben fast hundert Jahre Forschung geradezu erschreckend wenige Ansätze zu einer aktiven Deeskalationspolitik in der Julikrise ans Licht gebracht. Die These, dass man sich vor allem gegenseitig bestärkte und die eigene Risikobereitschaft auf diese Weise absicherte, ist sehr viel überzeugender. Das hat gerade die in den letzten Jahren neu aufgeflamnte Diskussion um die französische Rolle gezeigt, die auch Christopher Clark in seine Darstellung ausführlich übernommen hat und die sicher mit dazu beigetragen hat, dass in den deutschen Feuilletons der Eindruck des Neuen entstanden ist.<sup>9</sup> Offenbar hat die französische Führung in der Julikrise ihrem Bündnispartner vor allem und wiederholt die eigene Unterstützung zugesichert. Von irgendeinem gegenteiligen Verhalten wissen wir nichts.<sup>10</sup>

Dank eines mit der Ausweitung der Perspektive auf andere Länder als das Deutsche Reich wieder leichter möglichen vergleichenden Blicks ist damit vor allem die große Risikobereitschaft der Regierungen im Sommer 1914 in den Vordergrund gerückt. Dieser Befund überkreuzt sich nun allerdings mit zwei weiteren Ergebnissen der jüngeren Forschung, die dem ziemlich grundsätzlich zu widersprechen scheinen: zum einen mit der Entdeckung, dass sich die internationalen Beziehungen in den letzten Jahren vor 1914 in mancher Hinsicht zu verbessern schienen, zum anderen mit der veränderten Einschätzung des Kriegsbilds der Zeitgenossen vor 1914.

Entspannungsmomente in den Jahren vor 1914 werden inzwischen in fast allen Darstellungen des Kriegsausbruchs ausführlich behandelt.<sup>11</sup> Die Vorkriegsjahre waren nicht nur eine sich ständig weiterdrehende Krisenspirale, an deren Ende das »Kompromissmaterial zwischen den Großmächten aufgefressen« war.<sup>12</sup> Gerade aus Sicht der Zeitgenossen hatte sich die Situation 1914 in mancher Hinsicht verbessert. Es war

9 Vgl. Clark, *Sleepwalkers*, vor allem S. 443–450. Entscheidend für diese Forschungsrichtung ist Stefan Schmidt, *Frankreichs Außenpolitik in der Julikrise 1914*. Ein Beitrag zur Geschichte des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges, München 2009. Schmidt in wichtigen Punkten widersprochen hat Gerd Krumeich, z.B. in: ders., »Rezension zu: Schmidt, Stefan: Frankreichs Außenpolitik in der Julikrise 1914. Ein Beitrag zur Geschichte des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges. München 2009«, In: *H-Soz-u-Kult*, 31.3.2011, online unter: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2011-1-242> [25.4.2014].

10 In eine andere Richtung gehen die Arbeiten von Sean McMeekin, die die russische bzw. französische Verantwortung betonen und eher das alte »blame game« fortsetzen. Vgl. Sean McMeekin, *The Russian Origins of the First World War*, Cambridge, MA 2011, und ders., *July 1914. Countdown to War*, London 2013.

11 Vgl. Clark, *Sleepwalkers*, S. 314–364; Jörn Leonhard, *Die Büchse der Pandora*. Geschichte des Ersten Weltkrieges, München 2014, z.B. S. 58ff.; Herfried Münkler, *Der große Krieg*. Die Welt 1914–1918, Berlin 2013, S. 51–54.

12 Imanuel Geiss, »Deutschland und Österreich-Ungarn beim Kriegsausbruch 1914. Eine machtpolitische Analyse«, in: Michael Gehler et al. (Hg.): *Ungleiche Partner*. Österreich und Deutschland in ihrer gegenseitigen Wahrnehmung: Historische Analysen und Vergleiche aus dem 19. und 20. Jahrhundert, Stuttgart 1996, S. 375–395, hier S. 390.

ein bestimmtes Maß an Flexibilität in die Großmachtbeziehungen zurückgekehrt. Hinzu kam, dass seit den Balkankriegen ein erprobtes Krisenmanagement zur Verfügung zu stehen schien.<sup>13</sup> Gleichzeitig zog man aber aus der zurückliegenden Krise auch Schlussfolgerungen für die Kriegsbereitschaft der anderen. Von dem französischen Präsidenten Raymond Poincaré wissen wir, dass er in den letzten Jahren vor Kriegsbeginn von der deutschen Regierung vor allem den Eindruck gewonnen hatte, diese verfolge im Zweifelsfall eine Politik des Bluffs.<sup>14</sup> Kaiser Wilhelm II. scheint mit einem ähnlichen Eindruck aus den Spannungen um die beiden Balkankriege hervorgegangen zu sein. Die Balkankrise, bilanzierte er im August 1913, habe gezeigt, dass »das Friedensbedürfnis aller Grossmächte bedeutender ist, als man vorausgesehen hatte, und dass anderweitige Posen als bluff bezeichnet werden durften.«<sup>15</sup> Auch im unmittelbaren Vorfeld der Julikrise sowie nach dem Attentat von Sarajevo waren die Einschätzungen keineswegs nur pessimistisch. Vielmehr finden sich ebenso häufig Aussagen dokumentiert, aus denen die Hoffnung auf ein weiterhin vorhandenes Friedensinteresse der anderen spricht.<sup>16</sup>

Erst jüngst hat Gerd Krumeich eine größere Beachtung der zeitgenössischen Kriegsbilder vor 1914 für die Interpretation des Kriegsausbruchs eingefordert.<sup>17</sup> Doch auch in diesem Bereich ist inzwischen einiges geschehen. Vor allem ist der Eindruck, die Zeitgenossen hätten eine gewissermaßen altmodische, an früheren Kriegen orientierte Vorstellung von künftigen Konflikten gehabt oder sich diese generell als kurze Auseinandersetzungen ausgemalt, relativiert worden.<sup>18</sup> Sicher sahen die verantwortlichen Akteure den kommenden Krieg nicht in all seinem Schrecken voraus. Zudem gingen sie nicht davon aus, dass er über vier Jahre dauern würde. Dass es sich aber um einen Krieg neuer Qualität handeln würde mit in vielerlei Hinsichten schrecklichen Folgen, dass sich ein »Existenzkampf« entwickeln könnte, das war den meisten klar.<sup>19</sup> Und bekanntlich brachen die Massen keineswegs über-

13 Ausführlich dazu: Friedrich Kießling, *Gegen den »großen Krieg«*. Entspannung in den internationalen Beziehungen 1911–1914, München 2002.

14 Vgl. Schmidt, *Frankreichs Außenpolitik*, S. 228ff.

15 Johannes Lepsius et al. (Hg.), *Die Große Politik der Europäischen Kabinette 1871–1914*. Sammlung der Diplomatischen Aktenstücke des Auswärtigen Amtes, Bd. 36/1, Berlin 1927, Nr. 13781.

16 Vgl. auch Christoph Nübel, »Bedingt kriegsbereit. Kriegserwartungen in Europa vor 1914«, in: *APuZ* 63 (2013), 12, S. 22–27.

17 Gerd Krumeich, *Juli 1914*. Eine Bilanz, Paderborn u.a. 2014, S. 13.

18 Zu diesen Vorstellungen vgl. etwa Lancelot L. Farrar, *The Short-War Illusion*. German Policy, Strategy and Domestic Affairs, August – December 1914, Oxford 1973; bzw. Johannes Burkhart, »Kriegsgrund Geschichte? 1870, 1813, 1756 – historische Argumente und Orientierungen bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges«, in: ders. et al., *Lange und kurze Wege*, S. 9–86.

19 Vgl. z.B. Jost Dülffer, »Die zivile Reichsleitung und der Krieg. Erwartungen und Bilder 1890–1914«, in: Wolfram Pyta/Ludwig Richter (Hg.), *Gestaltungskraft des Politischen*. Festschrift für Eberhard Kolb, Berlin 1998, S. 11–28.



Generalstabschef Helmuth von Moltke und Wilhelm II. beim »Kaisermanöver« in der Uckermark 1911, noch vor den Balkankriegen. Der Zeppelin im Hintergrund wurde nachträglich ins Bild montiert.

all in Jubel aus. So etwas gab es zwar, ebenso jedoch Erschrecken und Angst.<sup>20</sup> Ein Weiteres kommt hinzu: Der veränderte Charakter des Krieges wurde als eine jüngere Entwicklung angesehen, die auch in die politischen Kalküle einzubeziehen war. »I think 20 years ago there w[ou]ld have been war before now, in such a crisis«, schrieb der britische Diplomat Maurice de Bunsen auf dem Höhepunkt der Balkankrise in einem privaten Brief, »but people are now not so ready to plunge into war«.<sup>21</sup> Sein russischer Kollege Anatolij Neratov argumentierte in der Marokkokrise von 1911 ebenfalls, dass Deutschland keinen Krieg riskieren werde, »as she knew a war could not nowadays be a tête-à-tête«.<sup>22</sup> Es ist davon auszugehen, dass das Kriegsbild von 1914 vielen Beteiligten den Schritt in den Krieg zumindest erschwerte.

Ebenso wie bei der Frage von Spannung und Entspannung erschließt sich auch hinsichtlich der Kriegsbilder die Dynamik der Situation vor 1914 erst, wenn man verschiedene Entwicklungen zusammennimmt. Die damalige Welt war keineswegs rundum militaristisch und kriegsbereit. Gerade Kriegsbefürworter argumentierten mit dem Verweis auf die wachsende Friedfertigkeit ihrer Zeit. Das beste Beispiel

20 Als abwägendes Resümee sei nur genannt: Roger Chickering, »War Enthusiasm?« Public Opinion and the Outbreak of War in 1914«, in: Holger Afflerbach/David Stevenson (Hg.), *An Improbable War? The Outbreak of World War I and European Political Culture Before 1914*, New York 2007, S. 200–212.

21 Maurice de Bunsen an Hilda Bunsen, 5. Januar 1913, Bodleian Library, NL Bunsen, Box 9.

22 Sir George Buchanan an Sir Edward Grey, in: George P. Gooch/Harold Temperley (Hg.), *British Documents on the Origins of the War 1898–1914*, Bd. VII, London 1932, Nr. 492.

hierfür ist mit Friedrich von Bernhardis Schrift *Deutschland und der nächste Krieg* ausgerechnet der vermutlich am häufigsten für die vermeintliche Dominanz des Militarismus angeführte Text.<sup>23</sup> Bernhardi argumentierte nahezu durchgängig vor dem Hintergrund einer aus seiner Sicht zu zivilen Gesellschaft, deren Abkehr von militärischen Werten es zu kompensieren gelte. Eine ganz ähnliche Wechselwirkung zwischen Kriegsbereitschaft und Kriegsfurcht lässt sich bei einer Reihe von k.u.k. Diplomaten feststellen, die als sogenannte Falken eine Rolle beim österreichischen Kriegsentschluss spielten. So sah sich der Wiener Botschafter in St. Petersburg, Friedrich Graf Szápáry, Anfang 1914 mit einem auf das »Umsichgreifen der pazifistischen Geistesrichtung zurückzuführenden allgemeinen Friedensbedürfnis« konfrontiert. Gerade deswegen trat er für eine Politik der Stärke ein.<sup>24</sup> Bernhardi oder Szápáry ging es um die Führbarkeit eines großen Krieges. Für andere Beobachter war diese Schwelle zu einer Welt, in der Krieg nicht mehr führbar war, schon überschritten beziehungsweise stand die Welt kurz davor, sie zu überschreiten. Wenn der britische Außenminister im Nachhinein schrieb, der Gedanke an den Charakter eines modernen Krieges habe ihn glauben lassen, dass niemand die Schwelle überschreiten würde, ist das keineswegs ungläubig.<sup>25</sup>

### III.

Warum also kam es zu dieser Hochrisikopolitik im Juli 1914? Was hatte sich im Vergleich zu der Situation ein gutes Jahr zuvor verändert? Warum war der Krieg nicht schon 1908, 1912 oder 1913 ausgebrochen? Das im Vergleich zur Suche nach einer schuldigen Regierung sehr viel komplexere Bild, das die Forschung in den letzten Jahrzehnten gezeichnet hat, zieht eine ganze Reihe von systematischen Fragen weit jenseits der Schuldfrage nach sich. Einige von ihnen seien am Ende thesenhaft zusammengetragen:

Erstens gilt es, vor allzu simplen Deutungen zu warnen. Die Suche nach einer oder mehreren verantwortlichen Regierungen etwa verkennt die komplexe Ausgangslage. Wenn aber die Welt nicht bestimmt war von einem einseitigen militaristischen Denken, wenn es keinen klaren Kriegswillen gab, greift auch die alleinige Konzentration auf vermeintlich eskalierende Faktoren zu kurz. Wir müssen versuchen, die

23 Friedrich von Bernhardi, *Deutschland und der nächste Krieg*, Stuttgart 1912.

24 Ludwig Bittner (Hg.), *Österreich-Ungarns Außenpolitik von der Bosnischen Krise 1908 bis zum Kriegsausbruch 1914*. Diplomatische Aktenstücke des österreich-ungarischen Ministeriums des Äußern, Bd. VII, Wien/Leipzig 1930, Nr. 9219.

25 Sir Edward Grey, *Fünfundzwanzig Jahre Politik 1892–1916*, Bd. 1, München 1926, S. 287. Ausführlicher zum Kriegsbild der politisch-diplomatischen Akteure vgl. auch Kießling, *Gegen den »großen Krieg«*, S. 41–57.

unterschiedlichen Elemente sowie insbesondere deren Wechselwirkungen in die Erklärungen des Krieges zu integrieren. Das kann die These untermauern, wie jetzt auch Clark argumentiert hat, dass sich angesichts der vermeintlichen Entspannung das Risikobewusstsein der Entscheidungsträger reduzierte und die Bereitschaft zu einer »Politik der Stärke« gerade in dem Moment wuchs, als die Ereignisse von Sarajevo eine weitere Krise auslösten.<sup>26</sup> Was wir ebenfalls begreifen müssen, ist, dass die Zeitgenossen durchaus Grund hatten, optimistisch in die Zukunft zu blicken. Insofern ist der häufige Hinweis auf die Friedlichkeit des Frühsommers 1914 mehr als ein rhetorischer Kniff vor der eigentlichen Schilderung der Katastrophe. Die vielfach überlieferte Überraschung der Zeitgenossen ist nicht nur deren Naivität zuzuschreiben.<sup>27</sup> Was es zu verstehen gilt, ist, dass eine Welt, in der keineswegs alles auf den Krieg hinauslief, doch am Ende einen solchen Krieg begann.

Zweitens ist festzuhalten, dass das Deutsche Reich natürlich einen Gutteil der Verantwortung trägt. Berlin steuerte erheblich zur Eskalation bei. Die erneute Beschäftigung mit der Perspektive der anderen Regierungen hat aber auch die Grenzen deutscher Einflussnahme sowie – systematischer – die Beschränkungen von Erklärungen gezeigt, die in nationalen Perspektiven liegen. Auf manche Entwicklungen hatte Berlin keinen oder nur begrenzten Einfluss. Das gilt teilweise in der Julikrise, mehr noch aber für die Jahre zuvor. Für den britischen Ausgleich mit Frankreich und Russland etwa gab es genuine Gründe in Großbritannien. Eine deutsche Bedrohung spielte höchstens eine Nebenrolle. Auch wenn diese Neubewertung inzwischen zu manchen Übertreibungen führt, ist insgesamt sicher richtig, dass das Deutsche Reich wohl lange zu stark ins Zentrum gerückt worden ist.<sup>28</sup> Zumindest einige wichtige Diplomaten im britischen Außenministerium führten 1914 Krieg gegen Deutschland, um nicht Krieg gegen Russland

26 Clark, *Sleepwalkers*, S. 364. Grundsätzlich zu Erklärungen, die mit der Komplexität der Vorkriegssituation argumentieren, vgl. Friedrich Kießling, »Wege aus der Stringenzfalle. Die Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs als ›Ära der Entspannung‹«, in: *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht* 55 (2004), S. 284–304.

27 Victor Klemperer etwa notierte noch am 30. Juli 1914 in sein Tagebuch: »An die schließliche Erhaltung des Friedens im eigentlichen Europa glaube ich noch immer. Alles wird mobilisieren und dann haltmachen und sich knurrend vertragen.« Er stand damit alles andere als allein. (Victor Klemperer, *Curriculum vitae*. Erinnerungen 1881–1918, Bd. 2, hg. von Walter Nowojski, Berlin 1996, S. 177.)

28 Die Umkehrung der Aktionsrichtung der Vorkriegsdiplomatie, tendenziell weg vom Deutschen Reich und hin zu Großbritannien, beschäftigt inzwischen eine ganze Forschungsströmung. Zusammenfassend und interpretatorisch am präzisesten: Dominik Geppert/Andreas Rose, »Machtpolitik und Flottenbau vor 1914«, in: *Historische Zeitschrift* 293 (2011), S. 401–437. Selbstverständlich wird auch weiterhin vor einer apologetischen Sicht auf das Deutsche Reich gewarnt, z.B. in: Max Hastings, *Catastrophe*. Europe Goes to War, London/New York 2013, und Mark Hewitson, *Germany and the Causes of the First World War*, Oxford 2004.

führen zu müssen.<sup>29</sup> Hier liegt im Übrigen ein Beispiel vor, bei dem nicht nur gefragt werden muss, ob wir den Kriegsbeginn als Problem von je einzelnen Nationalgeschichten oder aber europäisch deuten,<sup>30</sup> sondern bei dem der globale Blick wichtig ist. Die britische Haltung jedenfalls erschließt sich nur im globalen Kontext.<sup>31</sup>

Drittens: Durch die komplexere Sicht auf die Vorkriegslage hat die Analyse von Politik und Diplomatie in der Julikrise seit einigen Jahren wieder stärkeres Gewicht bekommen. Wenn die langen Wege in den Krieg als Erklärung des 1. August 1914 nicht ausreichen, müssen auch die konkreten Entscheidungen, die zum Krieg führten, wieder genauer angesehen werden. Ereignishistorisch orientierte Politikgeschichte wird damit neuerlich relevant. Allerdings ist sie heute kulturhistorisch zu erweitern: Die gegenseitige Wahrnehmung und die Vorstellungswelten der Akteure (das Kriegsbild ist ein Beispiel) müssen ebenso einbezogen werden wie das »Wie« der politischen Ereignisgeschichte, etwa durch die Frage, wie die öffentliche Meinung in die Vorkriegsdiplomatie einbezogen wurde oder inwieweit die spezifische »diplomatische Kultur« vor 1914 wichtig geworden ist.<sup>32</sup>

An die Frage nach den genauen Mechanismen der Diplomatie schließen sich, viertens, ebenso diachrone Überlegungen zum Krisenmanagement während der Julikrise an. Von Historikern ist diese Dimension traditionell nur vorsichtig angefasst worden, gleichwohl drängt sich der Vergleich zum Beispiel mit dem Kalten Krieg und seiner Logik natürlich auf. Fragen nach politischer Glaubwürdigkeit, Kriegsführungskompetenz, Bündnismechanismen oder der Bedeutung des Faktors Zeit in internationalen Krisen sind mit Gewinn an die Julikrise zu stellen.<sup>33</sup> Nicht zuletzt scheint mir die Frage nach Abschreckungstechniken relevant. Die Risikopolitik des Zweibunds wie der französisch-russischen Allianz begreift man nur, wenn man die (je nach Zeitpunkt und Akteur allerdings unterschiedlich große) Hoffnung berücksichtigt, dass die andere Seite durch eine Politik der Stärke vom Schritt in den Krieg abgehalten werden könnte. Kontrafaktische Spekulationen sind bekanntlich immer heikel, es ist aber durchaus denkbar, dass in einer anderen Situation die Abschreckung hätte funktionieren können.

29 Kießling, *Gegen den »großen Krieg«*, S. 68.

30 Die Konkurrenz zwischen auf allgemein europäische Fragen zielenden Erklärungen und solchen, die national nach der Verantwortung einzelner Regierungen fragen, sieht auch Jost Dülffer in der aktuellen Erinnerungskultur (Dülffer, »Die geplante Erinnerung«, S. 356).

31 Geppert/Rose, »Machtpolitik«, z.B. S. 436.

32 Vgl. Dominik Geppert, *Pressekriege. Öffentlichkeit und Diplomatie in den deutsch-britischen Beziehungen (1896–1912)*, München 2007, bzw. Markus Mößlang/Torsten Riotta (Hg.), *The Diplomats' World. A Cultural History of Diplomacy, 1815–1914*, Oxford 2008.

33 Vgl. den Beitrag von Bernd Greiner in diesem Heft. Für Herfried Münkler kann aus »keinem Krieg [...] mehr gelernt werden als aus dem Ersten Weltkrieg«. Er sei ein »Kompendium für das, was alles falsch gemacht werden kann« (Münkler, *Der große Krieg*, S. 776).

Der immer wieder erhobene Vorwurf an die britische Politik, eine frühere und deutlichere Entscheidung für die Tripelentente hätte das Reich abschrecken können, in gewisser Weise auch die bosnische Annexionskrise sprechen dafür. Ähnliches gilt für die fast panische Reaktion der Deutschen auf die Nachrichten über britisch-russische Marinegespräche im Frühjahr 1914.<sup>34</sup> Dass Abschreckung nicht funktionierte, dass man sich »festgeblufft« hatte, dafür lassen sich auf der Basis der hier vorgetragenen Überlegungen für die Situation im Sommer 1914 eine ganze Reihe von Gründen angeben. Man sollte die Parallele etwa zum Kalten Krieg daher nicht übertreiben. Zunächst hatten beide Seiten ein Glaubwürdigkeitsproblem. Man hielt die Gegenseite nicht ohne Weiteres für kriegsbereit. Natürlich spielte auch das Kriegsbild eine Rolle. Zwar hat dieses den Schritt zum Krieg erschwert, am Ende hielt man den Krieg aber – noch – für führbar. Schließlich war immer noch Fantasie im Bündnissystem. Auch im Kalten Krieg war dieses nicht völlig undynamisch, 1914 galt das umso mehr. Großbritannien besaß weiterhin keine Allianz mit seinen Partnern in der Tripelentente, hinzu kam die Entspannung der Vorkriegsjahre. Das Blocksystem war nicht völlig erstarrt, es war eher ein unfertiges beziehungsweise instabiles Blocksystem. Aus einer »gewonnenen« Krise mochte so erheblicher diplomatischer Gewinn resultieren.

Fünftens: Zu den interessantesten Forschungsperspektiven der letzten Zeit gehört die Frage nach der Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit des Krieges. Dabei ist wiederum die zeitgenössische Sicht von besonderem Interesse. Wolfgang J. Mommsen hat in einem berühmten Beitrag vom »Topos des unvermeidlichen Krieges« gesprochen.<sup>35</sup> Doch es lässt sich ebenso argumentieren, dass die vielen »vermiedenen Kriege«<sup>36</sup> der Vorkriegszeit handlungsrelevant geworden waren. Herfried Münkler hat beide Vorstellungen als möglicherweise krisenverschärfend bezeichnet und auf der analytischen Ebene davor gewarnt, den Krieg als »überdeterminiert«<sup>37</sup> zu betrachten. Der »Topos vom unvermeidlichen Krieg« konnte zu Kriegsfatalismus führen, der »Topos vom vermiedenen Krieg«<sup>38</sup> zu Sorglosigkeit beziehungsweise

34 Stephen Schröder, *Die englisch-russische Marinekonvention*. Das Deutsche Reich und die Flottenverhandlungen der Tripelentente am Vorabend des Ersten Weltkriegs, Göttingen 2006.

35 Wolfgang J. Mommsen, »Der Topos vom unvermeidlichen Krieg«, in: Jost Dülffer/Karl Holl (Hg.), *Bereit zum Krieg*, Göttingen 1986, S. 194–224.

36 Jost Dülffer/Martin Kröger/Rolf-Harald Wippich, *Vermiedene Kriege*. Deeskalation von Konflikten der Großmächte zwischen Krimkrieg und Erstem Weltkrieg 1856 bis 1914, München 1997.

37 Münkler, *Der große Krieg*, S. 14.

38 Kießling, *Gegen den »großen Krieg«*, S. 287; vgl. auch Holger Afflerbach, »The Topos of Improbable War in Europa before 1914«, in: ders./Stevenson (Hg.), *An Improbable War?*, S. 161–182.

zum Gefühl, Handlungsfähigkeit zurückgewonnen zu haben, und damit zu erhöhter Risikobereitschaft und »brinkmanship«.<sup>39</sup> Aus der Sicht des analysierenden Historikers stellt sich vor diesem Hintergrund die Frage, wie man strukturelle Gründe gegenüber kurzfristigen tagespolitischen Gründen gewichtet. Holger Afflerbach hat dies auf die Formel gebracht, dass es sowohl längerfristige Potenziale als auch situative Ursachen zu berücksichtigen gelte. Bündnissystem, Imperialismus oder Nationalismus hätten sicher kriegerisches Potenzial bereitgestellt. Dass es konkret wurde, dafür seien auch Ursachen in der Situation vom Juli 1914 zu suchen.<sup>40</sup> Hier spielte dann zum Beispiel eine Rolle, dass mit dem Attentat von Sarajevo anders als bei den Balkankriegen von vornherein eine Großmacht direkt involviert war oder dass Berlin wie Wien bei einem Mord am österreichischen Thronfolger noch am ehesten glaubte, auf internationale Solidarität hoffen zu können.<sup>41</sup>

Sechstens: Die nun seit hundert Jahren anhaltende Diskussion um den Kriegsausbruch ist nicht zuletzt eine Geschichte der großen Narrative sowie der schnell einsetzenden und bis heute andauernden Sinndeutungen.<sup>42</sup> Wie groß das Bedürfnis danach war und wie schnell die Sinnsuche begann, mag ein Brief Thomas Manns aus den ersten Kriegstagen verdeutlichen, in dem er aus dem zunächst offenbar auch für ihn unerwarteten Ereignis in kürzester Zeit ein notwendiges machte: »Ich bin noch immer wie im Traum«, schrieb Mann am 5. August an seinen Bruder Heinrich, »– und doch muß man sich jetzt wohl schämen, es *nicht für möglich gehalten und nicht gesehen zu haben*, daß die Katastrophe kommen *mußte*.«<sup>43</sup> Wie die Rede vom unvermeidlichen Krieg drückt auch die sofort einsetzende Suche nach dem Schuldigen – so verständlich sie ist – die Sehnsucht nach einer eindeutigen, weil einfachen Erzählung aus: Der Krieg musste kommen, weil ihn jemand wollte, lautet die Erklärung. Die von der historischen Forschung vorgelegten Perspektivenerweiterungen der letzten Jahrzehnte zeigen, dass solche Narrative jedenfalls für den Kriegsausbruch von 1914 nicht funktionieren. Weder lässt sich der Schuldige so einfach finden noch war die Lage im Sommer 1914 »überdeterminiert« – noch muss ein

39 Vgl. Münkler, *Der Große Krieg*, S. 776f.

40 Holger Afflerbach, *Der Dreibund*. Europäische Großmacht- und Allianzpolitik vor dem Ersten Weltkrieg, Wien u.a. 2002, z.B. S. 826.

41 Dafür, dass man dies in Berlin und Wien tatsächlich tat, gibt es zumindest einige Anzeichen. Vgl. Alma Hannig, *Franz Ferdinand*. Die Biographie, Wien 2013, S. 231.

42 Genannt seien in diesem Forschungsfeld nur Jay Winter, *Sites of Memory, Sites of Mourning*. The Great War in European Cultural History, Cambridge 1995, sowie jetzt David Reynolds, *The Long Shadow*. The Great War and the Twentieth Century, London 2013.

43 Thomas Mann/Heinrich Mann, *Briefwechsel 1900–1949*, hg. v. Hans Wysling, Frankfurt am Main 1984, S. 131 (Hervorhebungen F.K.).

monumentales Ereignis wie der Erste Weltkrieg auch monumentale beziehungsweise eindeutige Gründe wie den Imperialismus, ein ungezügeltetes Wettrüsten oder eine verbreitete Kriegsmentalität haben.<sup>44</sup> Angesichts dieser Komplexität haben gerade in jüngerer Zeit verschiedene Autoren auf irrationale Faktoren, Aporien oder die Paradoxien der Situation verwiesen.<sup>45</sup> Doch auch dies überzeugt nur bedingt. Und so sei am Ende vor allem dafür plädiert, dass wir uns in unseren Interpretationen noch stärker auf die Unübersichtlichkeit der Situation vor 1914 einlassen, in der sich Momente einer Kriegs- wie die einer Friedenskultur ausmachen lassen, in der sehr moderne, in manchem zivilgesellschaftliche Momente neben atavistisch anmutenden politischen und sozialen Strukturen existierten und in der manche Verantwortliche sich für den Krieg entschieden, obwohl sie ahnten, was auf sie zukommen würde. Eine solche Deutung impliziert aber auch, etwas anzuerkennen, was jeder, der sich intensiver mit den Ursachen des Ersten Weltkriegs beschäftigt, früher oder später feststellt – dass nämlich die Interpretation nicht restlos aufgehen wird. Mit Apologie hat das nichts zu tun. Im Gegenteil, einhundert Jahre nach einem Ereignis wie dem Ersten Weltkrieg ist eine solche Einsicht alles andere als eine beruhigende Erkenntnis.

44 Vgl. Arndt Weinrich, »Großer Krieg«, *große Ursachen?* Aktuelle Forschungen zu den Ursachen des Ersten Weltkriegs«, in: *Francia* 40 (2013), S. 233–252.

45 Z.B. Stig Förster, »Im Reich des Absurden. Die Ursachen des Ersten Weltkriegs«, in: Bernd Wegner (Hg.), *Wie Kriege entstehen*. Zum historischen Hintergrund von Staatenkonflikten, Paderborn 2000, S. 211–252.